

Blütenstaubwirtschaft

Es ist ein unscheinbares Büchlein. Unscheinbar, wenn es nur so daliegt – aber umso gewaltiger, wenn man es liest. **Stefan Knobel** hat mit dem Autor **Georg Hasler** gesprochen.

Stefan Knobel: Der französische Naturwissenschaftler *Blaise Pascal* soll geschrieben haben: „Ich schreibe dir einen langen Brief, weil ich keine Zeit habe, einen kurzen zu schreiben.“ Dieses Zitat kam mir in den Sinn, als ich Ihr Büchlein „Blütenstaubwirtschaft“ gelesen habe. Wie lange haben Sie daran geschrieben?

Georg Hasler: Ich arbeitete tatsächlich sehr lange daran. Im Jahr 2008 schrieb ich das Manuskript – das ging relativ schnell –, aber die nächsten sieben Jahre brauchte ich, um alles wieder herauszunehmen, was irgendwie gedrückt, gezogen oder nicht gepasst hat. Ich bemerkte, dass das Buch zu direkt auf irgendwelche Themen zusteuert. Und das wollte ich eigentlich gar nicht. Die LeserIn soll ihren Gedanken die Richtung selber geben – nicht ich. Und so hat das Ganze halt gedauert.

Knobel: Warum fingen Sie mit dem Schreiben an?

Hasler: Es gab zwei Gründe. Der erste war, dass ich alle meine Textfragmente einsammelte und irgendwie zu sortieren begann. Die Grundgedanken zum Buch hatte ich schon im Jahr 1998 aufgeschrieben, nämlich dass sich unsere Gesellschaft durch die Digitalisierung nun zum dritten Mal ebenso radikal verändern wird wie damals durch die industrielle Revolution und durch die neolithische Revolution nach der letzten Eiszeit.

Knobel: Was war der Anstoß für diese Erkenntnis?

Hasler: Im Jahr 1996 schrieb ich Programme für computergesteuerte Fräsmaschinen. Nach dieser Erfahrung hatte ich das Gefühl: Jetzt verändert sich alles. Das, was ich da mache, hat nichts mit der Optimierung der industriellen Produktion zu tun. Das geht viel weiter. Und dies war mein zweiter Grund, das Buch zu schreiben: In den Diskussionen mit FreundInnen rund um das bedingungslose Grundeinkommen suchte ich eine Begründung, die sich mehr aus der Phänomenologie der Technik und weniger aus der Moral ergibt. Und das wollte ich ausformulieren. Der technische Fortschritt zwingt unsere

Gesellschaft sozusagen zu einem bedingungslosen Einkommen.

Knobel: Wie meinen Sie das?

Hasler: Wenn jemand ein Einkommen erhält, das an eine Bedingung geknüpft ist, muss diese ja definiert sein. Du machst dies und das gemäß Pflichtenheft und bekommst dafür so und so viel. Wenn man nun aber eine Arbeit so genau definieren kann, wird sie berechenbar und genau dann wird sie früher oder später automatisierbar.

Knobel: Die Roboter werden diese Arbeit übernehmen?

Hasler: Ja, wobei ja nicht Roboter in den Reisebüros stehen, sondern Server, wie z. B. der von „easyJet“, der schon längst die Arbeit der Reisebüro-SekretärInnen übernommen hat. Automatisierungen dieser Art wird es in den nächsten 40 Jahren noch sehr, sehr viele geben. Und dieser Schritt ist unausweichlich. Die industrielle Revolution hat es uns vorgemacht. Die menschliche oder tierische Muskelarbeit wurde durch Dampfmaschinen, durch Mechanik ersetzt. Daraufhin ist die Arbeit in die Büros abgewandert, in denen die Menschen Industrieprozesse geplant und vor allem Verwaltungsarbeiten übernommen haben. Und jetzt sind wir soweit, dass immer mehr von dieser Kopfarbeit auch von Computern übernommen werden kann.

Knobel: Und wohin wandert die menschliche Arbeit?

Hasler: Das ist eben die schöne Frage. Vielleicht in die Kultur, Kunst, in die Betreuung von Menschen? In Begegnungen? Beziehungsarbeit? Jedenfalls in etwas Unberechenbares.

Knobel: Sie schreiben im Vorwort Ihres Buches: „Wir träumen noch von der schönen Welt des alten Handwerks, wir verhalten uns brav nach den Regeln der Industrie, und wir leben tatsächlich bereits mitten im Informationszeitalter. Unsere alten Gewohnheiten, unsere aktuellen Gesetze und die gegenwärtige technische Realität passen



Bundesarchiv Bild
183-70282-0001, Ingenieure an Reissbrettern.

Foto:
Haundorf | 21. Jan. 1960

nicht mehr zusammen.“ Sind Sie Geigenbauer geworden, weil Sie vom Handwerk geträumt haben?

Hasler: Sicherlich – es war die Sehnsucht nach der Schönheit, nach dem natürlichen Klang. Dann baute ich aber nach der Lehre eine mechanische Kopierfräse, um z. B. Stege für den Geigenbau herzustellen. Im Anschluss kaufte ich mir eine Drei-Achsen-CNC-Computerfräsmaschine und programmierte Treiber und Programme für diese Maschine, bis ich sie verwenden konnte, um Geigen zu bauen.

Knobel: *Sie haben das Handwerk erlernt, die Arbeit mit einer Kopierfräse aus dem Industriezeitalter erleichtert und dann eine Maschine des Datenzeitalters eingesetzt?*

Hasler: Genau – und als ich den dritten Schritt gemacht hatte, hörte ich auf, Geigen zu bauen.

Knobel: *Sind die Geigen durch die zunehmende Präzision besser geworden?*

Hasler: Nein. So funktioniert Geigenbau eben nicht. Geigen sind richtig komplex, fast wie Lebewesen. Ich glaube immer noch, dass es unter allen künstlichen Objekten das raffinierteste ist. Man kann dabei sehr viel lernen.

Knobel: *Aber warum konnten die alten Meister so geniale Geigen bauen, die bis heute unerreicht sind?*

Hasler: Eigentlich weiß ich das nicht. Aber ich glaube, diese Meister befanden sich anders in ihrem Körper. Sie waren mit dem ganzen Körper in dieser Arbeit drin. Sie lebten den Geigenbau und hatten dadurch ganz andere Wahrnehmungsmöglichkeiten. Sie übten sich unglaublich lange und intensiv darin. Stradivari wurde 92 Jahre alt und begann mit 12 Jahren mit dem Geigenbau. Er baute 80 Jahre lang Geigen, insgesamt 1200 Instrumente. Das ist faszinierend.

Knobel: *Was fasziniert Sie daran?*

Hasler: Dass man sich so intensiv auf eine Aufgabe einlassen kann. 80 Jahre Geigenbau – und nichts anderes. Einmal habe ich etwas davon geahnt, als ich Cellozargen sägen musste. Dabei sägt man von Hand mehrere 2 mm dicke, 15 cm breite und 1 m lange Holzstücke. Ich sägte etwa 3 Tage lang. Am Anfang ging es überhaupt nicht gut. Und dann spürst du, wie es ein bisschen besser geht. Und dann noch ein bisschen besser. Es wird genauer und man wird





Antonio Stradivari



schneller. Dann kommt der Lehrmeister und sägt. Und er kann es mit demselben Werkzeug viel besser, schneller, präziser. Aber niemand kann dir sagen, was du tun musst, um diese Meisterschaft zu erreichen. Es ist die Übung, die dazu führt, dass nichts daneben geht. Am Anfang trägt 99 % der Energie nichts dazu bei. Und dann muss man lernen, dass alles dazu beiträgt, dass sich nichts verklemmt. Diese Fähigkeit hat unser Körper verlernt – und unser Geist vermutlich auch. Auch dort klemmt es immer wieder.

Knobel: *Und viele denken, die Menschheit entwickle sich in die Richtung von immer mehr Kompetenz!*

Hasler: Dadurch, dass wir die handwerklichen Aufgaben nicht mehr ausüben, geht auch Kompetenz verloren. Die Maßstäbe gingen verloren bzw. wurden durch andere ersetzt.

Knobel: *Wie meinen Sie das?*

Hasler: Als man die Maschinen erfand, trat die Maschine gegen den Menschen an. Nehmen wir das Beispiel der Nagelproduktion von Adam Smith. Ein Schmied stellt aus Stahl Nägel her. Er beginnt am Morgen und kann an einem Tag eine Schachtel Nägel herstellen. Und der Preis ist dann so hoch, dass der Schmied sich davon das Leben finanzieren kann. Der Wert wird an der Produktivität des Schmiedes gemessen. Dann kommt die Maschine und mit ihr die Arbeitsteilung. Jemand stellt mit einer Maschi-

ne den Draht her, eine nächste Maschine spitzt den Nagel zu und die dritte macht mit viel Druck mit einem Schlag den Kopf des Nagels. Und so entstehen mit demselben Aufwand nicht nur eine Schachtel Nägel, sondern vielleicht fünf Schachteln pro ArbeiterIn. Und das war's dann. Der Schmied wird nie mehr Nägel herstellen. Denn er ist zu teuer. Und weil die Nägel billiger geworden sind, werden mehr gebraucht und so weiter.

Knobel: *Und dann begannen die Menschen, gegen die in der Industrialisierung ausgebildeten Arbeitsbedingungen zu rebellieren. Dies nützte aber nichts. Was meinen Sie: Werden die Menschen auch gegen die jetzige Umstellung auf die Straße gehen?*

Hasler: Ich fände es dumm. Es liegt ja in der menschlichen Natur, bequem zu sein. Warum soll man sich quälen, wenn es einen einfacheren Weg gibt? Ich war vor zwei Wochen in Indien. Wir fuhrten mit einem Fahrer von einem Bundesstaat in einen anderen. Es wurde langsam dunkel. Der Fahrer fand unseren Zielort nicht. Und er versuchte, sich bei den Leuten auf der Straße durchzufragen. Aber es funktionierte nicht, weil er die Sprache dieses Gebietes nicht verstand. Also nahm ich mein Handy, gab die Adresse in eine App ein und fünf Minuten später fanden wir in dem Gewirr lauter kleiner Straßen voller Menschen ohne Wegweiser den richtigen Ort. Und der Fahrer war unendlich dankbar.

Knobel: *Er hätte auch in seiner Berufsehre verletzt sein können ...*

Hasler: Ja, aber das war er nicht. Er war erleichtert. Ich bin sicher: Er wird so bald wie möglich ein Navi auf sein Handy laden. Das würde sein Leben erleichtern. Doch es wird wohl gar nicht mehr so lange dauern, bis das Navi das Auto auch selbst steuern kann, sodass es die ChauffeurInnen gar nicht mehr braucht.

Knobel: *Die frei werdende Arbeitskraft, die damals durch die Mechanisierung erzeugt wurde, ist in den zeitgleich entstehenden Dienstleistungssektor abgewandert. Gibt es Aussicht darauf, dass für die ChauffeurInnen und TaxifahrerInnen ein neuer Tätigkeitssektor, in dem sie ihr Geld zum Leben verdienen können, entsteht, wenn ihre jetzige Tätigkeit automatisiert sein wird?*

Hasler: Ich bin überzeugt: Auf der Welt gibt es immer genug zu tun. Daran wird es nicht man-

geln. Es stellt sich nur die Frage, wovon man lebt. Wie gesagt: Heute erhalten wird einen Lohn zum Leben, wenn wir messbare Arbeit erfüllen. Genau diese Art von Arbeit läuft aber Gefahr, automatisiert zu werden.

Knobel: *Judith Giovannelli-Blocher sagte einmal, dass LehrerInnen, SozialarbeiterInnen und Pflegekräfte darunter leiden, dass ihre Arbeit nicht in Zahlen messbar und ausdrückbar ist und deswegen wenig Ansehen in der Gesellschaft genießt.*

Hasler: Und ich finde, es war das Dümme, dass diese Gesellschaft in den letzten 20 Jahren versuchte, in diese Bereiche diese Messbarkeit einzuführen und durch alle möglichen Bologna-, Tax- und Fallpauschal-Punkte genau den Bereich zu industrialisieren, bei dem eben jede Rationalisierung durch Standardisierung höchst ineffizient ist, weil eine SchülerIn, StudentIn oder PatientIn eben keine kategorisierbare Maschine ist und deshalb alles wirkungslos aneinander vorbeigeht.

Knobel: *Sie beschreiben in Ihrem Buch einen wesentlichen Unterschied: Dinge nutzen sich ab und werden weniger beim Teilen. Wenn hingegen Daten und Ideen geteilt werden, passiert das Gegenteil: Sie wachsen an, vermehren sich, es gibt neue Ideen daraus.*

Hasler: Ja genau. Dieser Unterschied ist der springende Punkt und der Grund, weshalb sich nun im Zuge der Digitalisierung die Spielregeln ändern sollten. Die Daten- und Computerprogramm-Welt verhält sich grundsätzlich anders als die Ding- und Maschinenwelt. Maschinen nützen sich ab oder sie gehen kaputt, wenn man sie teilt. Daten und Ideen vermehren sich hingegen beim Teilen fast kostenlos und es gibt neue Varianten daraus, die vielleicht noch besser sind.

Ob wir wollen oder nicht, die Digitalisierung löst zwei Entwicklungen aus: Zum einen führt sie, wie bereits gesagt, dazu, dass alles Berechenbare automatisiert wird. Leistungslohn wird dadurch hinfällig. Zweitens, und das ist vielleicht der noch wichtigere Teil, tritt eine Verschiebung des Kapitals ein. Im Industriezeitalter waren die Maschinen das eigentliche Kapital, wohingegen im Datenzeitalter die Daten und Programme das eigentliche Kapital bilden. Weil dieses neue Kapital so leicht zu vervielfältigen ist, gibt es eine rasante Verklumpung desselben. Das können wir derzeit beobachten: Google,

„Daten und Wissen, sollen sich so frei wie Blütenstaub und allgemein wie möglich mitteilen und verbreiten, denn der Geist ist von Natur aus unbegrenzt. Dinge und Können hingegen, sollen so sorgsam und gezielt wie möglich getauscht und eingesetzt werden, denn Materie, Energie und Leistungen sind nur begrenzt vorhanden.“

Georg Hasler

Apple, Facebook und Amazon haben sich in kürzester Zeit mit verhältnismäßig wenig MitarbeiterInnen zu riesigen Kapitalklumpen entwickelt. Vielleicht kennen Sie den SMS-Dienst WhatsApp. Fünf Jahre nach seiner Gründung wurde er für 19 Milliarden US-Dollar verkauft. Damals besaß er 60 MitarbeiterInnen, aber rund eine halbe Milliarde KundInnen. Im Industriezeitalter wäre das nie möglich gewesen. Es gab physische Grenzen, die einer Monopolisierung entgegenwirkten. Ein Beispiel: In der Handwerkszeit gab es Abertausende von Wagnereien. In der Industriezeit immerhin noch Dutzende von Autoproduzenten. Für Digitales gibt es zwar heute auch noch viele Hardwarehersteller, aber de facto nur noch zwei Betriebssysteme – und nur darauf kommt es ja an. Das lässt sich auch nicht ändern, da dies in der Natur der Technik liegt. „The Winner takes it all“, und das kann nicht lange gut gehen. Da braucht es einen nächsten Schritt.

Knobel: *Und der wäre?*

Hasler: „The Winner“ muss die Allgemeinheit sein und nicht eine einzelne Firma. Das bedeutet, dass die neuen Betriebsmittel und Werkzeuge, also die Daten und Programme, nicht mehr als Kapital, sondern als Kulturgut betrachtet werden sollten. Genauso wie die deutsche Sprache oder der Trick des schriftlichen Multiplizierens.

Knobel: *Also kein geistiges Eigentum mehr?*

Hasler: Genau. Definierte Eigentumsansprüche sind hilfreich, wenn sich zwei um dieselbe Sache streiten, die sie beide haben wollen. Aber Ideen fehlen der UrheberIn ja nicht, wenn sie auch von anderen angewendet werden. Also kein Grund für Streit und deshalb auch kein Grund für Eigentum. In meinen Ohren klingt das Wort „geistiges Eigentum“ ohnehin absurd. Es handelt sich dabei ja vielmehr um ein Geist-Nutzungsverbot und das klingt schon fast so, als würde man zur Dummheit gezwungen.





Der Autor:

Georg Hasler hat in seiner Jugend Geigenbauer gelernt. Er arbeitet als Unternehmer im kulturellen und sozialen Feld und ist als Stiftungsrat im Bereich Musik und Bildung tätig. Er lebt mit seiner Familie in Basel.

Knobel: Aber jetzt kommt das Gegenargument: Wovon lebt denn die ErfinderIn, ProgrammiererIn oder SchriftstellerIn, wenn alles frei ist und nichts ihr gehört?

Hasler: Genau deshalb ist die Eigentumsfrage direkt verbunden mit der Einkommensfrage, und beide müssen wegen der technischen Entwicklung neu beantwortet werden. Auch damals in der industriellen Revolution musste man diese Fragen neu beantworten, weil die Differenz zwischen den alten Sozial- und den neuen Technikstrukturen zu gesellschaftlichen Verwerfungen führte. So musste man die Altersvorsorge erfinden. Dies war zuvor gar nicht nötig. Denn die alten Menschen wurden von der Gemeinschaft getragen. Und plötzlich zogen die Leute vom Land in die Stadt, die Großfamilien brachen auseinander, und man musste feststellen: Die alten Menschen fallen durch die Maschen. Es ist niemand mehr da, der für sie schaut. Also entstanden in der Folge viele soziale Innovationen, die auf die gesellschaftlichen Veränderungen zurückzuführen sind, die durch die industrielle Revolution ausgelöst wurden.

Knobel: Man schaffte die Kinderarbeit ab, die Gewerkschaften entstanden, man schuf Krankenversicherungen und Pensionskassen.

Hasler: Genau. Das hat man nicht nur aus Vernunft gemacht. Soziale Innovation war die notwendige Folge der technologischen Innovationen. Jetzt sind wir wieder an einem solchen Punkt und müssen uns fragen: Welche sozialen Innovationen braucht es heute, um trotz neuer Technik einen wirtschaftlich gesunden Kreislauf und ein gesellschaftliches Gleichgewicht zu

erreichen? Ich sehe einerseits das bedingungslose Grundeinkommen und andererseits das Prinzip der Open Source zusammen als genau diese notwendige Antwort.

Knobel: Woher kommt das Geld für das bedingungslose Grundeinkommen?

Hasler: Das ist eine sehr gute Frage. Man könnte sie beantworten, indem man sagt, dass es ja nicht mehr Geld braucht als jetzt, dass es nur anders verteilt wird. Aber es gibt noch interessantere Überlegungen: Bisher schöpft man Geld, indem Leute Kredite aufnehmen, um damit Maschinen und Häuser zu kaufen, oder indem der Staat sich verschuldet, um Autobahnen zu bauen. Wenn nun die Maschinen, Häuser und Autobahnen nicht mehr im Zentrum der Entwicklung stehen, dann kann auch das Geldsystem kein Geld mehr aus der Kreditvergabe schöpfen.

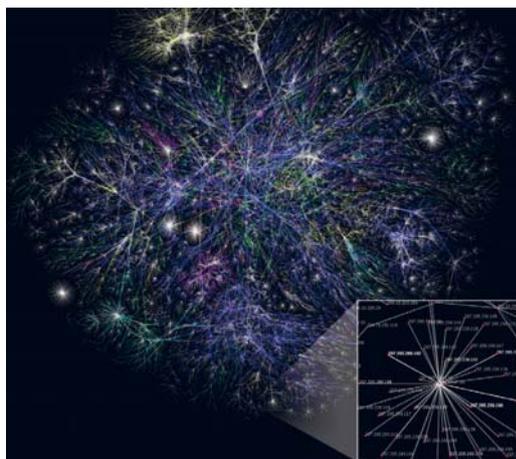
Knobel: Das heißt, das jetzige Geldsystem beruht auf den Prozessen der Technologie des Industriezeitalters?

Hasler: Ja, und deshalb kann es im Datenzeitalter nicht mehr funktionieren, denn es geht nicht mehr um Autobahnen und Maschinen, sondern um Software und Algorithmen. Und diese sollten idealerweise, wie bereits erwähnt, als Kulturgut behandelt und nicht kapitalisiert werden. Sonst passiert das, was wir jetzt haben: Es befindet sich unendlich viel Geld im System, das aber nicht mehr bei den Menschen ankommt, weil es durch viel zu hohe Renditen sozusagen ständig abgesaugt wird – bei Apple z. B. mit 38 %. Eben: „The winner takes it all“, aber das ergibt keinen Kreislauf mehr.

Knobel: Und jetzt?

Hasler: Und jetzt muss es irgendwie anders gehen. Ein bedingungsloses Grundeinkommen könnte den Kreislauf wieder in Schwung bringen, sozusagen auf der Basis des Konsums resp. Lebensgeldes und nicht mehr auf der Basis des Kredit-Kapital-Rendite-Geldes – und deshalb auch ohne Wachstumszwang. Das könnte funktionieren. Aber mich beschäftigt auch noch etwas ganz anderes: Es gibt Erfindungen wie z. B. Bitcoin, womit man fälschungssicher Geld schöpfen und transferieren kann, ohne dafür ein zentrales Register zu benötigen. Es ist kein Amt, keine Behörde und keine zentrale Autorität mehr nötig. Die Idee der sogenannten Blockchain-Technologie ist einfach: Anstatt dass eine

Das Internet visualisiert

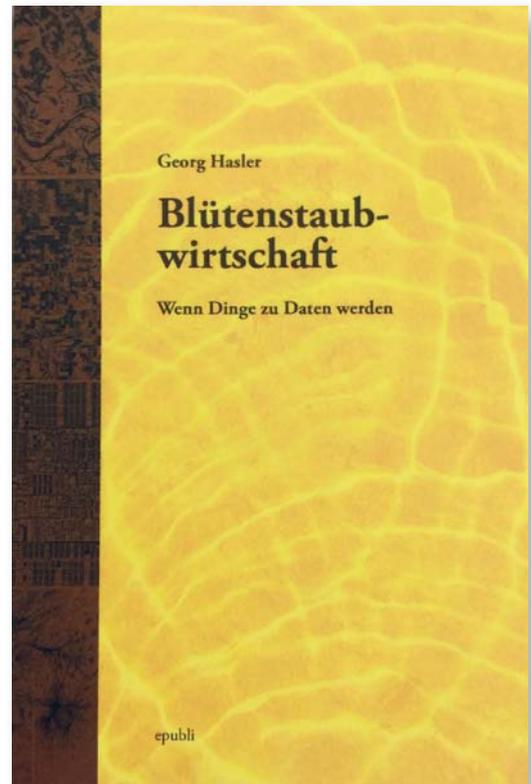




Geldtransaktion (oder ein Grundstückverkauf oder was auch immer) durch ein zentrales Register beglaubigt wird, teilt man es einfach möglichst vielen Zeugen mit. Damit kann sich eine Gemeinschaft sozusagen selbstständig machen und braucht keinen Staat mehr. Und wenn sie diese zentralen Autoritäten nicht mehr braucht, dann bleibt kein Stein auf dem anderen. Deshalb bin ich sicher: Wir werden in den nächsten Jahrzehnten Veränderungen erleben, die wir uns noch gar nicht vorstellen können.

Knobel: *Die Apokalypse?*

Hasler: Nein, nein – so denke ich nicht. Ich glaube an die Menschen und an eine gute Entwicklung der Welt. Letztes Jahr war ich auf dem Jakobsweg. Dort lernte ich sehr viele Menschen aus unterschiedlichsten Berufssparten, Ländern und Kontinenten kennen. Es war die perfekte Weltreise, weil die Welt dort zusammengekommen ist. Die Menschen haben Zeit zum Reden. Auf dem Jakobsweg und auch auf anderen Reisen konnte ich beispielsweise erleben, dass Menschen unglaublich schnell in eine ganz andere Rolle kommen können. In Armenien wiederum erlebte ich das konkret anhand des Rollenwechsels von Frauen: Wenn ich in einer Familie die Frauen beobachtete, dachte ich, die Großmutter lebt in einer Welt wie vor 2000 Jahren, die Mutter wie vor 100 Jahren, und die Tochter war gebildet, selbstbewusst und gänzlich selbstbestimmt in ihrem Leben. Ich glaube, dass dieser „IS-Stress“, den wir beobachten können, daher rührt, dass die Männer damit überfordert sind, dass sich die Frauen nicht mehr unterwerfen. Sie merken, dass die 5000-jährige Männerherrschaft zu Ende geht, und laufen Amok. Im Hintergrund ist eine riesengroße Bewegung im Gange, die viel stärker ist als der IS und alle anderen extremistischen Strömungen. Die Bewegung kommt daher, dass es auf der ganzen Welt noch nie eine so große Zahl von Frauen gegeben hat, die Bildung genießen und dadurch ihr Potenzial entfalten können. Und es gab für mich noch ein weiteres eindrückliches Erlebnis: Ich wanderte einige Tage mit einer Professorin für Nanotechnologie aus Kopenhagen. Sie erzählte mir, was in ihrem Gebiet derzeit so entwickelt wird. Nach den Gesprächen mit ihr fragte ich mich, ob vielleicht diese Idee der Überbevölkerung nicht ein völliger Irrtum ist und unser Verständnis von Materie und wie wir mit ihr umgehen können noch längst nicht am Ende ist.



Bibliographie:

Hasler, G. (2015): Blütenstaubwirtschaft. Wenn Dinge zu Daten werden. epubli, Berlin. ISBN: 978-3-737557771
Bestelladresse: www.bluetenstaubwirtschaft.ch
(Kostenloses eBook)



Knobel: *Denken Sie positiv?*

Hasler: Ja, auf jeden Fall. Es gibt doch viele gute Gründe dafür. Ich finde es auch interessant, dass sich viele Fragen derzeit nach innen richten. Die Frage der Spiritualität bekommt wieder eine ganz andere Bedeutung, nachdem sie in den letzten 200 Jahren vom mechanistischen Denken eher verdrängt wurde. Aber die Sehnsucht danach wird immer stärker, und ich glaube, die zukünftigen Antworten auf diese intimsten Fragen des einzelnen Menschen sind der entscheidendste Faktor für die weitere Entwicklung der Welt.

Knobel: *Herr Hasler, was ist für Sie Lebensqualität?*

Hasler: Frieden. Vertrauen. Ich glaube das Wichtigste ist Vertrauen. Immer wenn es daran hapert, wird es schwierig. Und wenn Vertrauen da ist, fühle ich mich frei und kann mich entfalten. Und das ist dann Lebensqualität.